Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich — Halle a. S., den 31. August — 1921 / Nr. 193

Von der Verwilderung der Poststitten.

Von

Ludwig Finckh.

(Nachdruck verboten.)

Wenn ich einen sorgfältigen Brief zu schreiben habe, so kommt es mir darauf an, daß er in wohlanständigem Zustand an den Empfänger gelangt und bei ihm freundliche Empfindungen auslöst. Das gehört zur Briefkultur; und es trifft bei dem Aesthteten wie bei dem Geschäftsmann in gleicher Weise zu. Der Schreibstoff: das von mir ausgewählte und bezahlte Briefpapier und der Umschlag, gehören mir, bis zur Aushändigung an den Empfänger.

Ich kann mich zur Not auch damit einverstanden erklären, daß der Uebermittler des Briefes, die Post, die das Recht hat, meine Briefmarke zu entwerten, auf ihrem Stempel noch eine Bemerkung im allgemeinen Nutzen anbringt, wie: Sparet Geld. Rauche keine Zigaretten. Trinkt keinen Alkohol. Ich muß es mir aber verbitten, daß auf meinem Eigentum bestrittene und bestreitbare Dinge angebracht werden, daß, wenn ich etwa Steinergegner bin, Reklame für Steiner gemacht wird, und der Empfänger meines Briefes von vornherein in unlustige Gefühle versetzt oder zu der Auffassung gebracht wird, daß ich selbst Steinerianhänger sei. Beides kann auf ihn eine — vielleicht nur im Unterbewußtsein schwebende — Wirkung ausüben, die von mir nicht beabsichtigt mir unerwünscht oder schädlich ist. Wie würde sich mein Freund, der Pfarrer, ärgern, wenn er auf meinem Geburtstagsbriefumschlag lesen würde: „Bahai ist die einzig wahre Religion." Oder der Doktor, wenn er entzifferte: „Mazdaznan heilt alles." —

Die amtliche Abstempelung der Briefe mit privaten Reklamen, wie sie seit kurzem üblich ist, die mit dem Allerweltsspruch gestützt wird: „Das Reich braucht Geld," bedeutet eine Ueberschreitung des Rechts der Post, eine Rücksichtslosigkeit gegen Absender und Empfänger und eine Sünde gegen den guten Geschmack.

Wie sich der Jackl mit dem Staat aussöhnte.

Von

Ernst Wanderer-Dresden.

(Nachdruck verboten.)

Der Zindmoser Jackl, Kartoffelbauer von Huplfing in Oberbayern, hat neulich einen Strafbefehl über fünf Mark wegen unerlaubten Holzsammelns im Staatswald bekommen.

Worüber der Jackl wütend war.

„Da ist nur der Forstner dran schuld," grollte er. „Aber wannt'n fiech, nacha verhau i'n."

„Jackl," sagte drauf sein Freund, der Badersimmerl, Medizinalrat von Huplfing, „Jackl, dös geht net. Der Forstner is a Mordsdackl. Wann d' mit dem raufst, dann bist nur du derjenige, der verhaut wird. Außerdem hat der Forstner gar koa Schuld. Sondern der Staat, der hoi di g'straft."

Brummend der Jackl: „Na verhau i halt den Staat."

„Dös geht a wieder net," sagt belehrend der Bader, „verhaun kannst den Staat net, denn der ist keine einzelne Person nicht, verstehst? Aber ärgern kannst du den Staat."

„Woll, woll, ärgern!" nickte der Jackl zustimmend.

„Also Jackl, du woaßt do no von der Schul her das schöne Lied: „Heil, unserm König Heil?"

„Freilich," sagte der Jackl, „aber wir ham doch gar koan Kini mehr."

„Dös macht nixen, oder na, dös is es ja grad! Grad weil mir keinen König mehr ham, deswegen ärgert sich der Staat, wenn du singst „Heil, unserm König, Heil!" Paß auf!"

Und flüsternd entwickeln der Bader und der Jackl einen Plan.

Am nächsten Mittwoch war der Jackl am Kartoffelmarkt in München. Verkauft seine Kartoffeln, trinkt sich mit einem Frühschoppen Mut an, und stellt sich dann mitten auf den Marienplatz wie ein Volksredner. Und legt los mit einer Stimme, die wie Stiergebrüll dröhnt:

„Heil, unserm König Heil!"

Natürlich rottet sich sofort die Menschheit zusammen. „Bravo" schallt's von rechts, „Hauts'n z'samm, den besoffenen Bazi!" schmeichelt's von links. Und wer weiß, was noch passiert wäre, wenn nicht schleunigst einige Schutzmänner den Jackl in liebevolle Obhut genommen hätten.

Auf der Polizeiwache redete er so verworrenes Zeug, daß man ihn zur Beobachtung seines Geisteszustandes in die psychiatrische Klinik brachte. Dort herrschte und gebot aber ein ganz neuer wirklicher sogar geheimer Medizinalrat, der eine ganz neue Methode ausprobierte. Als ihm der Jackl zugeführt wurde, befahl er, man müsse den Mann vor allem in möglichst gute Laune versetzen, das heißt also, ihn recht freundlich behandeln und ihn essen und trinken lassen nach Herzenslust.

So führte denn der Jackl auf der „Psychiatrischen" etliche Tage ein wahres Götterleben, ab ganze Wagenladungen von Weißwürsten, Dampfnudeln, Knödeln und trank beiläufig einen Hektoliter Hofbräubock und der Herr wirkliche geheime Medizinalrat plauderte täglich aufs freundlichste mit ihm und schrieb eine mächtig gelehrte Abhandlung, daß nun die einzig richtige psychopathische Beobachtungsmethode entdeckt sei.

Ganz traurig war der Jackl, als er endlich frei kam. Sein Sängergastspiel auf dem Marienplatz war als ein leichter Anfall von „dementia politica", die jede Verantwortlichkeit ausschließe, qualifiziert, und er in aller Huld nach Huplfing entlassen worden. Die Zeitungen tobten freilich noch immer über die „monarchische Demonstration auf dem Marienplatz", und just an dem Tag, da der Jackl heimkehrte, stand in einem Blatt wieder ein Leitartikel, daß das Verlangen nach der Monarchie dem bayrischen Bauern eben doch tief wesenseigentümlich sei, während ein Kommunistenorgan über die Unausrottbarkeit der reaktionären Gesinnung des Landvolkes jammerte.

Im Huplfinger Wirtshaus aber erzählte der Jackl seinen staunenden Kameraden von den Münchener Erlebnissen: „I woaß net, — gar so zwida is der Staat do net. Es is ja wahr, er hat mi um fünf Markl g'straft. Aber dafür die nobliche Behandlung g'Münka, die Knödl, die Würschte, dös Bier! I ko net anders sagn: I und der Staat, wir ham uns jetzt wieder ausg'söhnt."

Einsiedler.

Von

Dr. Schwakendeck.

Assistent an der meeresbiologischen Anstalt Helgoland.

(Nachdruck verboten.)

Eben ist das große Netz, das der Dampfer eine Stunde lang geschleppt hat, eingeholt. Prall gefüllt hängt das Ende, der Steert, über Deck. Klatschend und prasselnd fällt der mannigfache Inhalt in die daruntergestellten Körbe. Es zappelt und spattelt alles wild durcheinander, was eben aus 30 Meter Tiefe der Nordsee emporgeholt wurde: Schollen, Seezungen, Kabeljau, Schellfische, auch breite Rochen sind dabei und einige Haie. Dazwischen liegen Quallen, Seesterne, Seeigel. Auch Schneckengehäuse bemerken wir. Sie bewegen sich, aber nicht langsam, wie man es sonst von Schnecken gewohnt ist, nein, sie haben es recht eilig. Bald geht es nach der einen, bald nach der anderen Seite. Heben wir solch ein Gehäuse auf, so sehen wir, daß es keine Schnecke ist, die in der Oeffnung des Gehäuses sitzt; rot und gelb gezeichnete Gliedmaßen ragen hervor. Es ist kein Zweifel, es ist ein Krebs, der in dem Gehäuse steckt; wir erkennen es an den Scheeren, von denen besonders die rechte stark entwickelt ist.

Warum sitzt nun dieser Krebs in dem Gehäuse der Wellhornschnecke? Fassen wir den Krebs vorne an und versuchen wir, ihn aus dem Gehäuse herauszuziehen, so ist das nicht so leicht; er sitzt ungemein fest. Endlich gelingt es, und wir haben in der einen Hand das leere Schneckenhaus, in der anderen den Krebs. Er sieht jedoch anders aus als gewöhnliche Krebse. Diese tragen einen eigenen festen Panzer am ganzen Körper und sind so gegen Angriffe geschützt. Hier aber ist nur das vordere Körperende durch einen harten Panzer gedeckt, der Hinterleib ist vollkommen weich. Darum hat sich auch der Krebs das Schneckenhaus als Wohnung gesucht. Im freien Wasser wäre er mit seinem weichen Hinterleib allen Angriffen preisgegeben, selbst vor seinen Artgenossen wäre er nicht sicher. Aus diesem Grund verbirgt er seinen empfindlichen Körperteil in einem Schneckengehäuse. Sein Körper hat sich vorzüglich dieser Wohnung angepaßt, denn sein Hinterleib ist entsprechend dem Schneckenhaus gewunden. Mit einigen Haken, umgewandelten Beinen, verankert er sich fest in seiner Behausung.

Einsiedler wird er wegen seiner Lebensgewohnheit genannt. Die kleinen Einsiedlerkrebse suchen sich kleine Schneckengehäuse, und wenn sie wachsen und ihnen ihr Haus zu klein wird, suchen sie sich ein anderes, geräumigeres, in das sie ohne Mühe und viel Umstände hineinziehen. Aber auch bei ihnen kann es eine Wohnungsnot geben. Das sehen wir aus einem Fang an einer anderen Stelle. Auch hier kommen einige Einsiedlerkrebse mit hoch, aber man sieht gleich, daß etwas nicht in Ordnung ist. Hier erscheint der Vorderkörper viel zu groß gegenüber dem kleinen Schneckenhaus, in dem sein Hinterkörper sitzt. Es ist ihm unmöglich, seinen Vorderkörper in seine Wohnung zurückzuziehen, und ängstlich angelt er mit seinen Scheren und Beinen in der Luft herum. Dort ist wohl eine passend große Wohnung, aber ihre Wände sind nicht mehr ganz in Ordnung. Das Haus ist baufällig, überall sind größere und kleinere Löcher darin. So ist es bei jedem Krebs, entweder ist die Wohnung zu klein oder sie ist halb zerbrochen. Offensichtlich herrscht an dieser Stelle eine Wohnungsnot, denn sonst würden sich die Einsiedler passendere Behausungen aussuchen.

Der Name Einsiedler ist für diese Krebse eigentlich nicht richtig, denn sie bewohnen ihr Haus meist nicht vollkommen allein. Die meisten Häuser sind mit einem grauen Ueberzug vollkommen bedeckt. Das sind Kolonien von Polypen. Zwischen dem Einsiedler und diesem Polypen scheint eine engere Gemeinschaft zu bestehen, da dieser Polyp fast ausschließlich auf solchen von Einsiedlern bewohnten Schneckenhäusern gefunden wird, und umgekehrt fast jeder Einsiedler seine Polypenkolonie hat. Diese Lebensgemeinschaft, die man als Symbiose bezeichnet, legte den Gedanken nahe, daß beide Partner einen Nutzen voneinander haben. Worin besteht nun der?

Es ist wohl sicher, daß, wenn der räuberische Krebs seine Beute verzehrt, auch Reste für die Polypen abfallen. Diese sind ferner durch ihre festsitzende Lebensweise an einen bestimmten Ort gebunden, haben sie sich aber auf einer solchen Einsiedlerwohnung festgesetzt, so werden sie von ihrem lebhaften Hauswirt überall mit herumgetragen, so daß die Möglichkeit zur Nahrungsaufnahme für sie bedeutend erhöht wird.

Und was nützen diese kleinen unscheinbaren Polypen den großen, wehrhaften Krebs? Bei der Polypenkolonie ist gewissermaßen eine Arbeitsteilung unter den Einzelindividuen eingetreten, die einen dienen zur Nahrungsaufnahme, Freß

Geschmückt mit Leichtsinns bunten Bändern ...

Roman von

Fred Relius.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman", Leipzig.)

(5. Fortsetzung.) — Nachdruck verboten.

Kriegsschulzeit ... Die schöne, herrliche, leichtsinnige Kriegsschulzeit ... Hannover! Ach — man muß Reitschüler, Kriegsschüler oder junger Leutnant in Hannover gewesen sein, um alle Reize dieser Leine-Residenz gebührend würdigen zu können. Die Georgstraße mit ihrem flottem Leben, mit Kaffee Kröpke, die Karmarsch- und Gruben-Straße mit allen ihren Wein-, Austern-Stuben und Separees, das Englische Büffett, die Bella Vista, Herrenhausen, die Eilenriede, die Rennen auf der Bult —. Das ist so etwas für den Fähnrich aus der kleinen Garnison, der mit seinen 17 Jahren noch nichts vom Leben genossen hat und in dem doch heißer und heißer der Lebensdurst brennt.

Herrgott, und die sämtlichen Kameraden aus all den bunten Regimentern der deutschen Armee! Der flotte kameradschaftliche Ton, die gegenseitige Erziehung zu den eleganten Aeußerlichkeiten des jungen Offiziers! Ein Stiefel und Stoffel muß man schon sein, wenn man sich davon nicht packen und imponieren läßt, wenn sich da nicht aller Leichtsinn, alles Durchgängertum an die Oberfläche drängt. Da ist der flotte, prächtige Fähnrich Stegmann von den Bockenheimer Husaren, der so einzig schön zechen, singen, Klavier spielen und über die Stränge schlagen kann. Wie oft hat man mit ihm in der Grubenstraße bei Chablis und Austern gesessen, wie oft im enalischen Büfett Zauberfeste entriert, in denen zum ersten Male in Kurts Leben Frou-Frou-Geraschel und leidene Damenstrümpfe eine sinnverwirrende Rolle spielen. Und wenn man dann in der letzten Minute beim alten Kriegsschuldörtner Wiesner durch das Tor geschlüpft ist, gerade vor dem Offizier vom Dienst seinen Platz beim Abendappell erreicht hat, schwankt die schlanke Fähnrichsgestalt unter der Nachwirkung des Sektes mit Burgunder noch immer vor und zurück, vor und zurück, soviel man auch unter den Augen des Inspektionsoffiziers die Knie zusammengedrückt, sich einen Ruck in das Kreuz zu geben versucht. Auf den Lippen brennen die Küsse vom Chambre separee, und in dem aufgeregten Blute spuken noch die dreiviertel Takte des Walzerliedes.

Kriegsschulzeit! Kriegsschulzeit! — — —

Da sind die andern famosen Kameraden, mit denen Kurt in der „Domschenke" so häufig zusammensitzt, mit denen gezecht, geschwärmt und Freundschaft für das Leben geschlossen wird. Da sind die kleinen hannoverschen Mädchen, die so gerne Fähnrichsliebe genießen. Die so gar nicht spröde und doch so süß aussehen, deren lockende Augen und schlanke Glieder das junge Blut immer wieder in Wallung bringen. Da sind all die verschwiegenen kleinen Bodega's, Weinstuben und Separees, in denen es so wunderbelle Sachen zu essen und zu trinken gibt und in denen der Fähnrich auch mal, wenn er gar zu krumm liegt, die Zeche ankreiden lassen kann. Ja, das letztere ist ganz besonders wichtig; denn darüber hilft keine Illusion hinweg: das Kriegsschulleben kostet Geld, Geld und nochmals Geld.

Muttchen zu Hause in Danzig weiß ein Lied davon zu singen. Zwar kein fröhliches, auch nein, ein recht trübseliges und verzagtes. Es klingt mit allerlei eindringlichen Ermahnungen durch alle Briefe, die an Kurt abgehen. Ja, aber Muttchen hat klug reden. Sie ist alt und braucht nicht Sekt und Chablis zu trinken, braucht nicht Zauberfeste mitzumachen und mehr oder weniger kostspielige Freundschaften zu unterhalten, wie dies alles Kurt seinerseits als notwendig, zum mindesten aber als begehrenswert betrachtet.

So zieht Kurt denn endlich leichtsinnig, aber keineswegs mit gutem Gewissen in das Offiziersexamen. Das Ergebnis hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Fähnrichsexamen. Es ist mäßig. Wenn auch die Ober-Militär-Prüfungskommission sich in ihrem Urteil milde ausdrückt: „genügend". Da man ja mit „ungenügend" das Examen nicht bestehen kann, ist diese Zensur für den Prüfling nicht schmeichelhaft und bedeutet das blaue Auge, mit dem er wieder mal hindurchschlüpfte.

Offizier ... Ein fröhliches, leichtsinniges Reiterleben im Sattel und am Geschütz ... Die Rangabzeichen, die Art des Dienstes, die äußeren Lebensumstände haben gegen die Fähnrichszeit gewechselt — der Inhalt des bisherigen Menschleins: Sturm und Drang, Kampf gegen das leichte, flotte Blut ist geblieben. Und auch an dem Resultat dieses Kampfes hat sich nicht viel geändert. Immer wieder sterben Vorsätze und Gelübde unter der Süße von Frauenaugen — fort und fort schwinden Sparpläne und Wirtschaftskalkule unter dem Ueberschäumen des Sekts. Leichtsinn heidi! Dann kommen jedesmal trübe Tage für Muttchen in Zoppot und Reue — und schamerfüllte für ihren Herrn Filius in Graudenz. Muttchen muß schweren Herzens viel Geld auf dem Postamt in Zoppot einzahlen, und Kurt hört auf, ein liederliches Leben zu führen. Bis ... Ach, daß der moralische Schweinehund uns Menschen so fest im Blute sitzt!

Der Krieg ... Ein Kapitel, das ekelt. Ein Grab, das dem Erinnern Schauder und Grausen erweckend hüllenlos entgegenstarrt. Millionen zerfetzte Leiber zeigt. Eine Welt verlorenen Stolzes, geschundener Ehre. Nicht denken müssen, was ist, was hätte sein können — was man erstrebt und erhofft. Wehe — dreimal wehe über das Pariatum als dieses Kampfes Lohn! ...

Und schon schlaftrunken vom Träumen, vom Sinnen über das Einst zieht Kurt Erkert vor der Zukunft Tür noch einmal das Fazit, unter das, was ihm das Leben bislang gebracht: unbekümmerten Leichtsinn, sorgloses Haschen nach der Freude lockender Frucht. Bis zu dem Kriege. Bis dann Leichtsinn und Freude verglommen unter Strömen von Blut, Rieseln von Schauder und Qual, Stürmen des Schicksals und Leids.

Die Reife zum Mann ... Ruhiger fließt jetzt das Blut, fester ist jetzt der Kern. Fester, aber noch nicht fest. Tief innen versteckt — in den geheimsten Gründen des Blutes glimmen und schwelen noch immer die lösen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210831029/fragment/page=0001

polypen, die anderen zur Verteidigung, Wehrpolypen. Diese sind mit sogenannten Nesselkapseln ausgerüstet, die bei Berührung mit anderen Körpern ausgestoßen werden und ein brennendes Gefühl verursachen, ähnlich dem bei der Brennnessel oder bei verschiedenen Quallen, was vielleicht schon mancher beim Baden in der See unangenehm empfunden hat. Mancher Feind des Einsiedlers wird nun beim Angriff durch die Berührung mit diesen Wehrpolypen, die gerade an der Gehäuseöffnung in größeren Mengen sitzen, zurückgeschreckt.

Noch viel augenfälliger ist die Lebensgemeinschaft zwischen einer anderen Art der Einsiedlerkrebse und einer Seeanemone, einer festsitzenden Tierform, die durch Gestalt und Färbung mit zu den wundervollsten Lebewesen des Meeres gehört. Eine bestimmte Einsiedlerart und eine bestimmte Anemonenart kommen in der Natur nie getrennt voneinander vor, abgesehen von ihrer Jugendzeit, die sie unabhängig voneinander verbringen. Von einem bestimmten Stadium an aber findet man sie immer vergesellschaftet miteinander. Eigenartig ist es, wenn man einen solchen Einsiedler seiner Genossin beraubt. Er scheint sich dann sehr unbehaglich zu fühlen und kriecht unruhig hin und her, um sich eine neue Partnerin zu suchen. Hat er eine gefunden, so betastet er sie sorgsam mit seinen Gliedmaßen und setzt sie ebenso behutsam auf sein Haus. Die Anemone antwortet auf seine Berührungen nicht etwa durch Zusammenziehung oder durch Entleerung ihrer Nesselkapseln, sondern sie verhält sich ganz zutraulich und kriecht mitunter sogar selbst auf das Haus des Einsiedlers hinüber.

Noch viel des Interessanten ließe sich über den Einsiedler und seine Hausgenossen sagen. Wer den drolligen Gesellen in einem Seewasseraquarium sieht, wer beobachtet, wie er behende über die Steine läuft, wie er sich mit seinen Genossen balgt, der wird an diesem Anblick große Freude haben.

Lebenssprüche.

Von

Dr. D. Natonek.

(Nachdruck verboten.)

Trost.

Mit 25 Jahren hört man auf, sich für ein Genie zu halten, mit 35 beginnt der Glaube an die eigenen Fähigkeiten zu wanken. Bleibt noch immer der Trost, daß es auch ohne Genie und Fähigkeiten gelingen mag, mit 45 einen guten Platz im Welttheater zu bekommen, von dem man gemächlich genießend zusehen kann, glücklich vergessend, daß man einst davon überzeugt war, Stücke schreiben oder zumindest in ihnen auftreten zu können.

*

Lesen und Denken.

Häufiges Wechseln der Bücher schädigt das Eigendenken, da jeder neue Autor geblesterlich das Sich-Einstellen in seinen Gedankenkreis fordert. Beim wiederholten Lesen folgt der Leser schon leicht und willig dem Autor und kann gegen ihn oder über ihn hinaus auch eigene Gedanken formen. Noch einen Schritt weiter: Mangel an Bücher vermag ohne Zweifel selbständiges Denken hervorzurufen und zu fördern.

*

Zeitgenosse.

Die volle Krippe schätzend und achtend,
Nach leicht und schnell Erworbenem trachtend,
Die Welt als Vergnügungslokal betrachtend . . .

*

Drei Gruppen von Menschen.

Die eine, die nie an den Tod denkt, sondern in den Tag lebt, ist tierisch; die zweite, die im Daseinsgenuß den Tod vergessen möchte, ist menschlich; eine dritte, sehr gering an Zahl, die gut werden will, über sich hinaus, über sein Endliches hinaus, hat das Göttliche in sich.

*

Trotzdem.

Ob wir das Weib suchen oder meiden, ob wir für, ohne, ja gegen dasselbe zu leben scheinen — es ist immer ein Teil unseres Lebens.

Ehe-Standpunkt.

Eine Frau ist dann die richtige Gattin, wenn sie mit Natur oder Kunst, List oder Betrug dem Gatten glaubhaft und fühlbar machen kann, daß sie das einzig zu ihm passende weibliche Wesen auf Erden ist. Was etwa noch an polygamen Trieben nach dieser Erkenntnis übrigbleibt, wird durch Gewohnheit und Gesetzlichkeit leicht erstickt werden.

*

Das Problem.

Für den Erfahrenen ist weder die leicht, noch die schwer zugängliche Frau Problem, auch dann nicht, wenn sie sich verstellt und das Gegenteil ihres Wesens vorspielt. Aber wenn eine Frau sich selbst nicht kennt, mit sich selber nicht im Klaren ist, dann wird sie auch für den Erfahrenen undurchsichtig — problematisch.

*

Sport und psychische Qualitäten.

Zum Reiten gehört Festigkeit und Wohlwollen (letzteres, um Vertrautheit mit dem Tier zu gewinnen), zum Schwimmen Draufgängertum und Selbstvertrauen, zum Tanzen Hingabe und Charakterlosigkeit.

*

Trostbedürfnis.

Unsere Handlungen und Bestrebungen sind letzten Endes darauf gerichtet, uns zu trösten — über nicht erreichte Ziele. Wer nie Ziele gehabt hat, wem alle Illusionen, die Atmosphäre unserer Welt, ein giftiges Gas gewesen sind, der ist des Trostes nicht bedürftig.

*

Resignation.

Wenn man morgens von wohlwollenden Träumen erquickt mit gedehnten Gliedern sein Lager verläßt und abends ehrlich und ohne Anstrengung zu gähnen imstande ist, wenn zwischen dem morgendlichen Bedürfnis, die Ruhe aufzugeben und dem abendlichen, sie aufzusuchen, keine größere Erregung oder Anstrengung eingeschaltet ist, als notwendig, die Eßlust zu wecken, dann ist das Leben nach menschlichem Ermessen leidlich vollkommen. Tierisch wäre es ebenso — nur wüßte ich als Tier es mir nicht zu schätzen.

Bunte Zeitung.

Eine 300 Jahrfeier bei den Indianern. In Ontario feierten die Indianer des Chippowa Stammes eine 300 Jahrfeier, auf der, abgesehen von den Festlichkeiten, die im Laufe der Jahrhunderte geschehene Beschlagnahme des Landes durch die kanadische Regierung geschildert wurde. Der ausführende Rat der Versammlung beschloß, die Rückgabe des Eigentums der Indianer zu fordern. Auf diesem Feste feierten die Häuptlinge der Huronen mit denen der Irokesen, deren Stämme seit 300 Jahren auf dem Kriegsfuße lebten, eine Versöhnung. Zu diesem Zeichen wurde das Kriegsbeil begraben, die Häuptlinge setzten sich zusammen und rauchten die Friedenspfeife. Hierauf wurden die Irokesen zu einer gemeinsamen Jagd eingeladen. Selbstverständlich war auch die moderne Zeit durch einige Filmoperateure vertreten.

Die unmodernen englischen Landsitze. Auch in England haben sich die Verhältnisse so gewandelt, daß der reiche Adel sich auf seinen alten Schlössern nicht mehr zu Hause fühlt. Es wird darüber geklagt, daß keine Wohnstätten ihren Zweck nicht mehr erfüllen, ohne doch neuen Bedürfnissen leicht dienstbar gemacht werden zu können. So gibt der Herzog von Rutland zu bedenken, daß sein Schlafzimmer nahezu einen halben Kilometer von seinem Wohnzimmer entfernt sei: danach kann man die Raumverhältnisse dieses Herrensitzes ermessen. Die Erhaltungskosten solcher weiträumigen Wohnungen und luxuriöser Parkanlagen sind von vielen nicht mehr zu erschwingen. Vieles verwahrlost, umsomehr, als diejenigen, die selbst die nötigen Mittel nicht mehr besitzen, auch nur sehr schwer Käufer finden, die geneigt sind, ihnen die Last ihres Besitzes abzunehmen.

Instinkte von einst. Leichtsinn und Lebensgier lauern in schlafender Glut. Und ihr weckender Ruf werden die Reize der Frau.

Ratternd und stoßend faucht der D-Zug nach vorn. Drinnen im mollig warmen Kupee ringelt sich Tabaksschwaden wie der blaudunstige Niederschlag zerflossenen Traums. Sorgen verblassen, Beschwerden entschwinden, — die Ruhe streicht über den Nerv — das Behagen zieht seinen Bann. Bis zum Bewußtsein dringt kein Gedanke heran — süßes Dösen — träumen — eingedrückt in die Kissen, wie in weichen Armen geweigt — träumen — ja träumen — und endlich schnarchen, daß der Herr gegenüber am Fensterplatz das eigene Schnarchen vergißt und erschreckt um sich schaut.

„In 20 Minuten Berlin."

Welcher Lockruf dies einst! Und noch einmal — ganz schnell — eilen Kurt Erkerts Gedanken zurück in der Erinnerung goldenes Reich. Während sich die kahlen Rückseiten der Mietshäuser, die riesigen geschmacklosen Reklamen und Firmenschilder, die Wäschefahnen der Hinterzimmer und Attribute der Küchenfenster bereits als nüchterne Visitenkarte der Riesenstadt präsentieren, schießt ihm durch den Kopf, welche unbeschreibliche Wonne ihm dieser Eindruck einst war. Ihm und Tausenden von Provinzleutnants, denen die Einfahrt in Berlin alle Genüsse und Schönheiten des Erdenlebens nach dem Garnisonstumpfsinn von „Kraftepellen" oder „Posenmuckel" erschloß. Ach, das Land ihrer Sehnsucht, das Ziel monatelanger, oft jahrelanger Wünsche lat sich vor ihnen da auf.

Die liebe, schöne Leutnantszeit . . . Jene Leichtsinnstage in Berlin von einst . . . Ein Name verknüpft sich damit, der ein Stück lange verklungener Provinz-Leutnants-Erinnerung — mehr noch: Poesie in sich birgt. Ja, Poesie. So wenig poetisch die Inhaberin und Repräsentantin dieses Namens, die alte, dicke Mutter Opitz für ihre Person auch war.

In der Dorotheenstraße hatte sie ein Pensionat. Wer als Provinzleutnant damals das Berlin der Friedrichstadt kennen lernen wollte, mußte bei ihr wohnen. In ihren großen, sturmfreien, mit so gräßlicher Talmi-Eleganz ausgestatteten Zimmern. In denen Leutnantsgeneration um Leutnantsgeneration so manches nächtliche Budenfest gefeiert. Mußte die kleine untersetzte und stämmige Dame mit den straff nach hinten gekämmten Haarsträhnlein gesehen, mußte gehört haben, wie sie ihre Leutnants über die verwegen vorgeschobene und herunterfallende Unterlippe mit einem Männerbaß begrüßte, der dem grimmigsten Feldwebel daheim auf dem Kasernenhof Ehre gemacht hätte: „Na, Engelchen. . ."

Wie vieler glücklicher, leichtsinniger Stunden Hüterin war Mutter Opitz! Mit wieviel Fürsorge, Liebe und Stolz umgab die resolute bärbeißige Dicke ihre Leutnants! Und wie vielen von ihnen hat sie durch Stundung der Zeche und Vorschuß des Reisegeldes dazu verholfen, aus dem Berliner Leichtsinnsrausch in den grau-öden Alltag des Garnisonslebens zurückzufinden.

Ach einst . . . einst . . . .

In die hohen Glashallen des Anhalter Bahnhofs faucht jetzt der Zug. Grau in Grau getaucht — rauch- und nebelbeschwängert wirkt hier die Welt. Mürrisch dreinschauende Gepäckträger — hastende Menschen heute wie stets.

Und durch die hohen Steinportale des Bahnhofs weht der kalte Wintertag zu frostigem Gruß.

Berlin . . . . .

* * *

Schneeflocken — köstliche daunige Weihnachtsflocken im lustigen Gewimmel schüttelte Petrus heute früh über die erwachende, noch schlaftrunkene Welt.

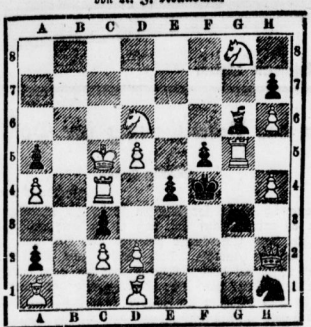
Bis dem Alten da oben zur Mittagsstunde die gute Laune entschwand — wer verdenkt's ihm bei den Mißlichkeiten dieser Zeit? Ein grieser, unerfreulicher Niederschlag seines Mißmutes tröpselte es jetzt in naßkalen dünnen Regenfäden auf Asphalt und Steinquadern hinab.

Unter ausgespannten Schirmen, über hochgestülpten Mantelkragen mißmutige, freudlose Gesichter. Die Qual und Sorge der Zeit wehen und atmen aus Ecken und Enden.

(Fortsetzung folgt.)

Schach

Aufgabe Nr. 2376
von R. J. Neukomm.

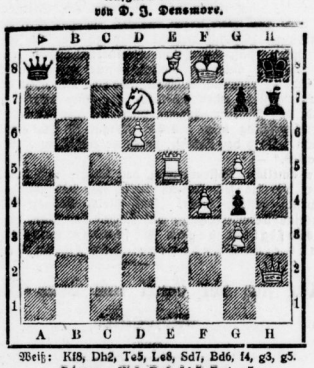


(14—10)

Weiß: Kc5, Dh2, Tc4, g5, La1, d1, Sd6, g8, Ba4, c2, d2, d5, h4, h6.
Schwarz: Kf4, Lg6, Sg3, h1, Ba2, c3, e5, e4, f5, h7.
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung: 1. Tc4×c3.

Aufgabe Nr. 2377
von D. J. Densmore.



(9—5)

Weiß: Kf8, Dh2, Te5, Le8, Sd7, Bd6, f4, g3, g5.
Schwarz: Kh8, Da8, Lh7, Bg4, g7.
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Lösung: 1. Te5—e21 Da8—a2. 2. T×D
D×L+ od. De4. 2. T×D
Da8—g2. 2. Se5
Da8—a1. 2. D×!.

Partie Nr. 2350
Gespielt im Meisterturnier 1920/21 des Schachklubs Bamberg.

Sizilianisch.

Weiß: Dr. Maier.	Schwarz: O. P.
1. e2—e4 e7—c5	11. 0—0 Sb6—g4
2. Sb1—c3 e7—e6	12. h2—h3 Sg4—e5
3. d2—d4	13. Sf3—h4!! Sc6—e7!
Statt dessen geschieht meistens g2—g3 oder weniger gut f2—f4.	14. f2—f4 Se5—g6
3. . . . . c5×d4	15. Dd1—h5 Ke8—d8?
4. Dd1×d4 Sb8—c6	Besser war die Rochade.
5. Dd4—d1	16. Sh4×g6 Se7×g6
Es kam hier auch De3 in Betracht.	17. Dh5—g4 Th8—g8
5. . . . . a7—a6	18. Ta1—d1 a6—a5
6. Sg1—f3 Lf8—b4	19. f4×e5 Sg6—e5
Besser war es, mit Lc5 den Angriff auf den Punkt f2 zu richten.	20. Dg4—g3! Se5—d3??
7. Le1—d2 Dd8—e7	Ein schlimmer Fehler. Aber auch bei allen anderen Zügen war Schwarz rettungslos verloren.
8. a2—a3 Lb4×c3	21. Le3×f6+ g7×f6
9. Ld2×c3 f7—f6?	22. Dg3×g8+ Kd8—e7
Ein sehr schwacher Zug! Das Richtige war e5.	23. Dg8—g7+
10. Lf1—d3 Sg8—h6	Schwarz gab hier auf. Es könnte 23. . . . Ke7—e8, 24. Dg7—h8+, Ke8—f7, 25. Dh8×f6 und Df6—f8+ folgen.
Besser war wohl Sg8—e7.	

Literarisches.

F. Gutmayer: „Rätsel und Reichtümer der Eröffnung", ein praktisches Buch für den Anfang der Schachpartie, in zwei Teilen mit vielen gut erläuterten Partien und einem Titelbild. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Verlag Hans Hedewigs Nachfolger Curt Ronninger in Leipzig. — Preis gebunden 20 Mark, broschiert 15 Mark.

Schachwerke, die eine zweite Auflage erleben, sind im allgemeinen sehr selten. Es ist deshalb sicherlich ein unanfechtbarer Beweis für die Beliebtheit dieses zweifellos sehr vornehm ausgestatteten, 208 Seiten umfassenden Werkes, daß ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit diese beneidenswerte Ehre zu teil wird. Wir haben unsere Ansicht über dieses mit Begeisterung und wahrhaft jugendlichem Feuer geschriebene Buch — ein echter Gutmayer mit allen seinen Fehlern und Vorzügen — schon gelegentlich seiner Erstauflage in extenso ausgesprochen; hier wollen wir daraus nur das Eine wiederholen, daß der strebsame Anfänger aus ihm sehr viel Gutes, vor allem einen raschen Ueberblick über die Gesamtlage der Position, lernen kann, ohne dabei mit überflüssigem Ballast beschwert zu werden, und daß seine hochdramatische Darstellung die an sich so „trockene" Materie fesselnd und pikant zu gestalten weiß. Selbstredend ist es Geschmackssache, an den zahlreichen Knittelversen, über die man teilweise herzlich lachen kann, die aber freilich den Stoff deshalb nicht klarer machen, Gefallen zu finden. Wir würden in dieser Richtung etwas mehr Selbstzucht gewünscht haben. Verse wie:

„Für Springer schlechter Platz,
Gelegentlich macht Bauer einen Tigersatz."

Oder:

„Das Albin-Gambit,
Es hat einen flotten Angriffsschritt"

würden wir, obgleich noch viel drastischere vorkommen, nicht ungern entbehrt haben bezw. lieber durch schlichte Prosa ersetzt wissen. Doch über den Geschmack läßt sich nicht rechten.

M. W.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210831029/fragment/page=0002